

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

1.1.1922 (No. 1)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 1



1. Jan. 1922

W. F. Stork / Goethe und die bildenden Künste.

Ein hübsches Wort aus dem Kreise der Johanna Schopenhauer besagt, Goethe sei mit der Poesie vermählt gewesen, indes die bildende Kunst immerfort seine Geliebte blieb. Und in der Tat war ja Goethe sein langes Leben hindurch mit der bildenden Kunst innig verbunden, deren Studium er stets und mit Eifer oblag. Schon das Vaterhaus hatte ihm frühzeitig den Umgang mit Werken bildender Kunst zu etwas Gewohntem gemacht und Geschmack wie Verständnis gleichermaßen gefördert. Zahlreich gesammelte Stiche führten ihm fremde Kunstschätze früh vor Augen; die Bekanntschaft des Grafen Thorane machte ihn mit einheimischer Frankfurter Kunst vertraut. In Leipzig wurde der Jüngling von dem Maler und Akademiedirektor Deser in das Wesen der Kunst weiter eingeführt und von ihm unter dem Einfluß der Hagedorn'schen französisierenden Aesthetik in der Winkelmann'schen Lehre der „edlen Einfalt und stillen Größe“ unterwiesen. Er besuchte die Kunstkabinette der Winkler, Richter und Huber, durchblätterte im Breitlopp'schen Hause alte Kupferwerke und beschäftigte mit Eifer die Dresdener Galerie, die ihm vornehmlich die Niederländer nahebrachte. Er würdigte ihren Realismus in nachempfindendem Verständnis, das schlecht zu den Lehren Hagedorn's und Winkelmann's paßte, die in den Niederländern „Affen der gemeinen Natur“ zu sehen gewohnt waren. Nur vorübergehend war sein Kultus der Gotik, dem er — der bisher die Harmonie der Massen und die Reinheit der Formen nur auf Hörensagen geehrt hatte — 1771 zu Füßen des Straßburger Münsters in erhabenen Worten flammender Begeisterung Ausdruck verlieh, nicht ohne Einfluß von Hamann's mystischer Glut und Herders gesunder Sinnlichkeit. So weit war die Befreiung von den erstarrten Formeln fortgeschritten und in freier, intuitiver Weise empfand Goethe als einer der Ersten das Organische des gotischen Stils, und bereitete so — wenn auch unbewußt — den Boden für das kommende Kunstverständnis der Romantiker. Schon aber machte sich die Vorliebe für antike Kunst — wenn auch zunächst noch zaghaft — geltend; und es ist nicht uninteressant, daß der junge Goethe bei einem Absteher nach Saarbrücken, der Residenz der Fürsten von Nassau, an den Bauten des „Barock-Klassikers“ Stengel so großen Gefallen fand. Erkannte er in ihnen bereits den Geist Andrea Palladios, der ihn bald mehr wie alle übrige Kunst fesseln sollte?

Dem mächtig wurde bei ihm der leidenschaftliche Drang nach dem Süden. Nur mit Mühe hatte er zweimal (1775 und 1779) der Versuchung widerstanden, die Alpen zu überschreiten, um das „gelobte Land“ zu sehen. Dann, als er zur Erfüllung seiner Wünsche kam und er ergriffen von der Schönheit der klassischen Kunst in die Knie sank, da war mit einem Male sein Begeisterung für die Antike — die er schon auf der Heimreise von Straßburg nach Frankfurt (1771) in der Mannheimer Sammlung zu ahnen begonnen hatte — schier grenzenlos.

Man weiß, welche Bedeutung der italienischen Reise im Leben und Schaffen des Dichters zukommt. Seine Tagebücher und Briefe sind uns unschätzbare Zeugnisse seiner unmittelbaren Eindrücke und Stimmungen. Gewiß lassen sich seine

Meinungen nicht festnageln in Art eines ästhetischen Glaubensbekenntnisses, und man wird nicht selten Widersprüche begegnen. Aber gerade als unmittelbare Ergüsse eines empfindsamen Gemüths sind auch seine Apercus von bleibendem Wert; und der eine große Grundzug ist doch immer und je erkenntlich.

In Vicenza sieht er die ersten Bauten des „herrlichen Genies“ Palladio, zu dem er in Begeisterung emporsteht. In Padua fesselte ihn Mantegna. In Bologna vor allem Raffaels heilige Cäcilie. „Zwey Menschen, denen ich das Beywort groß ohnedingt gebe, habe ich näher kennen lernen, Palladio und Raphael. Es war an ihnen nicht ein Haarbrett willkürliches, nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darinn bewegten, sie ausübten, macht sie groß“, schreibt er selbst. Wenn ihm auch die Barockkünstler: die Caracci, Guercino, Guido Reni, Dominichino Worte der Anerkennung entlocken, so ist doch sein ganzes Denken und Trachten im innersten Grunde auf die Antike gerichtet. Und bezeichnend! — als er durch Assisi kommt, hat er (wie noch Stendhal) kein Auge und keine Zeit für die Schöpfungen des Großen: Giotto und die Grabeskirche des Heiligen von Assisi. Er läßt die „ungeheuren Substruktionen der übereinandergetürmten Kirchen“ mit Abneigung links liegen, betrachtet nur das kleine Tempelchen der Minerva und notiert es mit Behagen. Und dann kommt er nach der Hauptstadt der Welt: nach Rom, das schon Winkelmann „sein wahres Vaterland“ geheißen. „Ich zähle einen zweiten Geburtsdag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“, schreibt er am 2. Dezember 1786. Der Verkehr mit wohlunterrichteten Männern wie Tischbein, A. Ph. Moritz, Girt, Kniep, Hofrat Reiffenstern und S. Meyer, deren manchem er Einwirkung auf seine Kunstanschauung und vornehmlich Bereicherung seines kunsthistorischen Wissens zu verdanken hat, gibt ihm mannigfache und erwünschte Anregung. Vor allem sucht er ein gründliches Verständnis der antiken Baukunst — er scheidet nicht zwischen römischer und griechischer — zu gewinnen, deren „großer Verstand und Ordnung in allen Dingen“ ihm so sehr imponierte. Dabei ist er immer tiefer in das Wesen der antiken Kunst eingedrungen und mit ihren Schätzen vertraut geworden. Von den Künstlern der Renaissance paßt ihn vor allem Raffael in den Stenzen und der Transfiguration. Nur vorübergehend drängt diesen in der sizilianischen Kapelle die „über allen Ausdruck gehende Großheit“ Michelangelos zurück, dann tritt Raffael wieder in den Vordergrund, der „wie die Natur jederzeit Recht“ hat. — Auf der Rückreise fehlt ihm jegliches teilnehmende Gefühl für die Gotik, die ihm im Dom von Mailand, jenem „Marmorgebirg in abgeschmacktesten Formen“ entgegentrat. Nach seiner Rückreise (1788) gibt er in kurzen Zügen ein kunsttheoretisches Bild der einfachen Nachahmung der Natur, der Manier und besonders des Stils, „der auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis der Dinge ruht“. Dann wendet er auf kurze Zeit der Kunst den Rücken, da ihn seine Tätigkeit in Weimar gänzlich absorbiert. Doch betont er Frau von Stein gegenüber seine ganze und immer gleiche, herzliche Freude und Liebe zur bil-

denden Kunst. In Weimar beginnen dann seine Bestrebungen und Bemühungen, auf den Geschmack des Publikums einzuwirken, die Kunstausstellungen und Preisauschreiben der Weimarer Kunstfreunde, das kurze Erscheinen der „Propyläen“, Schillers und vor allem Heinrich Meyers deutlicher Einfluß machen sich in seinen Laten und Schriften geltend. Der Kampf gegen die jüngste deutsche Malerei war durchaus bestimmt von seinem doktrinär-antiken Standpunkt, der in dem Satze gipfelt: Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's! (Antik und Modern 1818). Er wendet sich heftig gegen die Erzeugnisse eines phantastisch-romantischen Nazarenertums, wie es etwa eingeleitet war durch Wackenroders Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797), die Goethe mit Spott las. Am schärfsten sind die Angriffe in H. Meyers Aufsatz wider die norddeutsch-religiös-patriotische Kunst eines Cornelius, Veit, Overbeck, die damals in der Casa Bartholdy ihre Fresken malten. Nur kurze Zeit dauert der Kampf gegen das Publikum. Kleine Aufsätze und Rezensionen erscheinen, die größtenteils archäologischen Studien entnommen sind: die Früchte langjähriger theoretischer und praktischer Kunstbetrachtung. Die neuentdeckten Parthenoninschriften des Phidias, der phigalische Fries erfüllen den Dichter mit erneuter Bewunderung für die Antike.

Doch immer abgeklärter werden seine Urteile; immer mehr macht sich gegen Ende seines Lebens ein wohlthuendes Streben nach objektiver Kunstbeurteilung bemerkbar. Man muß sich vorstellen — Eckermann berichtet gar oft davon — wie Goethe mit seinen Freunden, im Kreise der Hofrätin Schopenhauer oder zu Hause, stundenlang Kunstwerke betrachtet, Zeichnungen und Stiche, Mappenwerke durchblättert, um sich von dem sachlichen Ernst, mit dem sie ihre Studien betreiben, einen Begriff zu machen. Mit lebhaftem Auge verfolgt der Greis alles, was Dinge der Kunst betrifft. Eine Versöhnung zwischen Antik und Modern macht sich Platz. „Wir sind vielleicht zu antik gewesen. Nun wollen wir es moderner lesen“, vernehmen wir des Dichters Wort in den zahmen Xenien.

Es ist die Zeit, da Goethe — wie er einmal gesteht in einem Briefe an Christian Schloffer am 23. November 1814 — anfängt, sich selbst historisch zu bespiegeln; die Zeit „seiner zweiten Wiedergeburt“, da er die für sein Kunstempfinden entscheidende Reise an den Rhein unternimmt. In Köln vollzieht sich die Wandlung unter dem Einfluß der Brüder Boisserée, deren Bestrebungen zum Wiederaufbau des Kölner Domes er mit warmem Interesse verfolgt. Sein Straßburger Kultus scheint sich zu erneuern: dort hatte er „die inneren Proportionen des Ganzen zuerst gefühlt“; jetzt treten sie ihm wiederum

sonnenklar vor Augen. „Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde“, äußert er zu Eckermann (am 11. März 1828). Und als er gar in Heidelberg in Boisserées Sammlung vor den altdeutschen und altniederländischen Heiligenbildern stand, da mußte der „alte Heidenkönig dem deutschen Christkind huldigen:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;
Sie haben es beid' uns angetan,
Es geht mit uns von vornen an.

Hier in Heidelberg wurde aus dem kalten Klassizisten ein warmer Verehrer mittelalterlicher, altdeutscher Kunst. Eyck, Memling, der Kölner Meister Wilhelm — „das waren andere Kerle als wir! Ja Schmerenot, die verdienen, daß alle Nationen ihnen huldigen“. Vor ihren Werken hören wir aus seinem Munde jene ergreifende Aeußerung emphatischer Bewunderung: „Da hat man nun auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt, und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Geleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt, — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und das wäre mir wohl gebührend.“ So war ihm die mittelalterliche und christliche Kunst durch seinen Verkehr mit den rheinischen Freunden Boisserée und Schloffer doch wieder näher getreten, die ihm durch den Aufenthalt in Italien lange Zeit entfremdet war. Jetzt faßt er seine Stellung zu den bildenden Künsten in dem von der milden Weisheit des Alters bestrahlten Spruch zusammen:

„Wie aber kann sich Hans von Eyck
mit Phidias nur messen?“
Ihr müßt, so lehr' ich alsogleich
Einen um den anderen vergessen.

Denn wärt ihr stets bei einer geblieben,
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß eins uns andere gefällt.

Mar Dennig / Philipp Wittkops Heinrich von Kleist.

Als neuestes Werk des bekannten Freiburger Literaturprofessors liegt aus dem Verlag H. Haessel, Leipzig, ein „Heinrich von Kleist“ vor. Dieser von wenigen abgöttisch geliebte, von noch weniger verstandene und von dem Rest kalt betrachtete oder gar nicht beachtete Dichter hätte sich kaum einen eindringlicheren und feinsinnigeren Deuter seines problematischen Lebens, seines gigantischen Ringens und seiner Werke wünschen können als diesen Vorkämpfer einer vergeistigten und verinnerlichten Literaturbetrachtung. Ein leichtes Buch hat Wittkop allerdings nicht gegeben. Denn um ein seelisch, geistig und auch äußerlich so verwickeltes Leben wie das Kleists bis in seine letzten Verästelungen und Ausstrahlungen auf 275 Seiten bloßzulegen, dazu ausführliche (bei dem „Zerbrochenen Krug“ und dem „Prinzen von Homburg“ in der Inhaltsangabe vielleicht sogar zu breit geratene) Wertungen mit höchst kunstvoll eingeflochtenen und daher nie langweiligen Quellen- und stilkritischen Untersuchungen zu bieten, bedingte natürlich größtmögliche Drängung und Ballung des Stoffes und konnte überhaupt nur einem wissenschaftlich, künstlerisch und psychologisch gleichmäßig durchgebildeten Geiste wie Wittkop gelingen. Man vergißt, ein wissenschaftlich durchaus zuverlässiges und gründliches Werk vor sich zu haben, denn alles Wissenschaftliche ist künstlerisch verarbeitet und aufgelöst, und so rundet sich das Buch zu einem meisterhaften intellektuellen und psychologischen Roman. In einer edlen, blühenden und doch knappen Sprache, in einem Stil, der in seiner Straffheit an den Kleist selbst erinnert, gibt Wittkop uns das Leben dieses in seiner nervösen Zerklüftung und Zerissenheit seltsam modern anmutenden Dichters, dieses Gezeichneten, den ein dämonisches Schicksal durch die Welt peitscht und hebt, bis er ihm die Ketten, die ihn an die tragische Unzulänglichkeit des Endlichen fesseln, angeekelt vor die Füße wirft, denn „ist es nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen?“ fragt er bitter.

Daß die Werke Kleists nur Ausbrüche seiner glühenden Seele und nur aus seinem tragischen Lebensrhythmus, dieser „Schicksalskette aus Blutstropfen und Schöpfungsperlen“ zu verstehen sind — „das Schicksal oder mein Gemüt, und ist das nicht dasselbe? sagt schon Kleist von sich selbst — daß kein ande-

rer unserer großen Dramatiker seine Dichtungen so mit seinem Herzblut geschrieben und sie als getreue Abbilder seiner flammenden Seele in die kalte Welt geschleudert hat, zeigt Wittkop unübertrefflich auf. So sehen wir überall auf dem tragisch dunklen Lebens- und Leidensweg des Dichters seine Werke als Stationen aufwachsen, und nur da verweilt auch Wittkop länger bei der Darstellung des Lebens, wo tatsächlich eine Verfestigung mit den Dramen vorliegt. Das ist in biographischer Hinsicht vielleicht bedauerlich, denn bis zum 20. Lebensjahre Kleists erhalten wir kaum mehr als einen knappen Stammrohenauszug und auch über sein Verhältnis zu seiner Lieblingschwester erfahren wir nicht mehr als das äußerste Notwendige. Und doch hat diese eigenartig herbe und männliche Schwester eine Rolle in dem liebarsten Dasein ihres Bruders gespielt wie keine Frau sonst. Als sie, die immer Verstehende, ihn schließlich auch aufgab und nicht mehr an ihn glaubte, warf er in grauenvoller, hilfloser Vereinsamung sein Leben weg. Um so wirkungsvoller und eindringlicher misst Wittkop dafür die Gestalt und den inneren Werdegang des Dichters heraus und legt bis auf den letzten Nerv seine wunde Seele vor uns bloß.

Kleists Schaffen war Ekstase, war die Verlorenheit des Dionysischen Dichters, der willenlos seinem Gotte in die drohenden Abgründe tragischer Visionen folgte, so gibt in wunderbarer Fassung Wittkop den Schlüssel zu dem Schicksal Kleists. Als rationalistischer Optimist beginnt der Dichter. „Wissenschaft und Bildung“, heißt das Ideal, dem er seine ausschweifende militärische Laufbahn opfert. An der unerbittlichen kantischen Formulierung der Grenzen der Erkenntnis: „Wir erschaffen nur die Form der Welt, die Dinge an sich bleiben uns ewig verschlossen“, zerbrach Kleists Vernunftglaube. Es war der erste furchtbare Zusammenbruch in seinem Leben, er haßt sein gestürztes Jdöl und das Pendel seiner Seele schlägt nun in gleicher Leidenschaftlichkeit nach der Gegenseite: „Wir eckelt vor allem, was Wissen heißt . . . O der Verstand, der unglückselige Verstand folge deinem Gefühl!“ Von Kant geht er zu Rousseau über. Aus den Reifen heraus, in die er sich auf der Flucht vor sich selber stürzt, sehnt er sich nach Ruhe; „ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, ein Kind zu

zeugen" erscheint ihm höchster Erdenzweck. Aber es ist zu spät für ihn. In Paris, mitten im Getriebe der Weltstadt, ist er sich seiner dichterischen Berufung bewußt geworden: „Ich habe mit, da ich unter den Menschen in dieser Stadt so wenig für mein Bedürfnis finde, in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann.“ In höchster Eindringlichkeit schildert Witkop die Bedeutung dieser schicksalsschwangeren Krisis im Leben Kleists: „Endlich hat Kleist seinen Wesensmittelpunkt, seine innere Heimat gefunden. Eine Sicherheit gibt es nun für ihn im Schicksalssturm seines Lebens, eine innere Welt, in der er Herr ist, Schöpfer ist, unabhängig ist. Vor ihr zerfällt die Außenwelt in Ohnmacht und Zufall. Sein inneres schöpferisches Selbstgefühl allein ist ihm Gewißheit und Geseß: „Nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängt, werde ich etwas tun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche.“ Aber mit dem Segen der Berufung dunkelt auch unerbitlich ihre Tragik auf. Je tiefer er sich seiner inneren, unbedingten Welt verschreibt, desto heimatloser wird er in der äußeren. Keinen Augenblick denkt er, beide zu verbinden. Beruf, Amt, Heimat sinken hinter ihm zusammen. Von seiner Braut sagt er sich los. Von den Grundfesten seines Lehrplans lagen „Wahrheit und Bildung“ zertrümmert hinter ihm. Nun war auch die zweite, die Liebe, gesunken, das Legte, was ihn mit dem Menschen verband. Die Göttlichkeit und Dämonie seiner Berufung jagen ihn.“

Es ist hier nicht die Stelle, den Wirren und tragischen Verwicklungen des Lebens Kleists nachzugehen, ebensowenig, die Wertungen und Deutungen der Werke ausführlicher wiederzugeben. Aber, wie oben schon betont, gehört es mit zu den wertvollsten Ergebnissen des Witkopschen Buches, den organischen und blutvollen Zusammenhang zwischen dem Leben, dem Innern Kleists und seinen Werken mit allem Nachdruck hervorgehoben und einwandfrei nachgewiesen zu haben. Es entsprach nur dem leidenschaftlichen und dämonischen Geiste Kleists, wenn auch seine Probleme nur an die Urkonflikte des Lebens greifen und sehr viele seiner Geschehnisse übermenschliches Gepräge tragen, gleich ihm groß im Lieben und Hassen: Gestalten, wie sie Dante in seinem Inferno büßen läßt. „Kleist war Dramatiker vom Wirbel bis zur Zehe. Er war berufen, den Grundzwiespalt alles Lebens in dramatischen Konflikten darzustellen. Nur Konflikte, die unmittelbar die Urkonflikte verdeutlichen, ergreifen ihn. Er hatte in der Familie Schrofensheim den Zwiespalt und Kampf zwischen Mensch und Mensch, im Robert Guiskard zwischen Sinnlichkeit und Idee, Leib und

Geist, im Amphitryon die tragische Einsamkeit alles Schöpfer- und Künstlertums dargestellt, im zerbrochenen Krug hatte er lächelnd ausgeruht in der sinnlichen Lebensfülle von Adams Listen und Kämpfen.“ In der Penthesilea, dem „Gipfel der dionysisch musikalischen Tragödie in Deutschland, dem Gegenpol Goethe'scher Welt- und Kunstanschauung, stehen sich die ewigen Gegensätze alles Seins in Mann und Weib gegenüber.“ Wie in einem vorausgenommenen Strindberg zerfleischen sich die Geschlechter, aus Liebe, aus Haß? Wer weiß es! Goethe lehnte das Stück ab, mußte es ablehnen. Diesen Schlag verward Kleist nicht und noch nie hat sich verschmähte Liebe und Verehrung in glühenderen Haß verwandelt. Auch im Käthchen von Heilbronn „trägt der Liebesmythus das ganze Drama. Wie in der Penthesilea ist das Geschlecht Symbol der Entzweiung, die Liebe Symbol der Rückkehr zum Ganzen, zum Göttlich-Einen.“ (Vergl. Pyramide Nr. 50 1921.) Napoleon war der letzte große Haß Kleists, Deutschland seine letzte glühende Liebe. Gegen jenen dichtete er seine Hermannschlacht, für dieses seinen Prinzen von Homburg. „So trat Kleist aus der Zeitlosigkeit seiner tragischen Weltanschauung heraus unter die Kriegsführer des Geistes.“ Er schenkte seinen Deutschen die Hermannschlacht, und sie verleugneten sie und ihn. Er versuchte es auf andere Weise, ihr Ehrgefühl zu wecken, indem er im Prinzen von Homburg die Erinnerung an glanzvolle Zeiten Preußens aufleben ließ. Doch die großartige Szene, wo der junge Prinz in natürlichem, selbstverständlichem Empfinden vor dem Tode zurückschauert, machte das Stück unmöglich, sollte doch sogar noch 1891 auf Befehl Kaiser Wilhelms II. „die fatale Feigheitsszene einfach gestrichen werden“. Kleist sah sich am Ende seines Witzes. Er hatte auch wie sein Prinz von Homburg den Weg vom Individualismus zum Staatsbürgertum gefunden, er wollte sogar schließlich das sich Duden und Krieche lernen, aber überall wurde er abgewiesen. Seine Schwester und Freundin, die „Einzige auf der Welt“ verläßt ihn, „er sieht sich von seinen Nächsten, die er liebt, denen er in dämonischen Schaffen den Kranz des Ruhmes mit errungen hatte, verkannt, verzerrt, verlästert. Als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei.“ Er selbst bekennt bitter: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war,“ und er ging hin mit seinen 34 Jahren und erschoss sich.

Das deutsche Volk konnte bisher den Weg zu diesem genialen Dichter und unglücklichen Menschen nicht finden. Witkop hat nun in seinem Buche eine wundervolle Brücke gebaut, die mitten in Glut dieses wilden Herzens führt, und es ist nur zu wünschen, daß viele, viele hinüberschreiten.

Paul Körber / Wie ich die Heimat wieder fand.

Als junger Mensch zog ich aus meiner Schwarzwaldheimat in die rheinische Industriestadt, und ich tauchte unter im Großstadtmeer, wie sie alle einmal untertauchen, die sich auf dieses Wellengebreite wagen. Viele, um nie mehr für die Heimat zum Vorzeichen zu kommen; Heimat und Heimatsohn sind sich für immer erstorben. Sollte auch ich meiner Heimat erstorben sein?

Berufsstreben, Kameradschaft, Freundschaft und Weltunger füllten meine Jünglingsjahre aus. Die Heimat spülte nur selten und in leiser, schwacher Welle eine Kunde an meinen Strand. Selbst ein Todesfall daheim schreckte mich nur einen Augenblick auf. Ich war eben ein „Weltbürger“ geworden. Der Boden, der mich augenblicklich trug, hatte mein ganzes Herz. Ich hatte natürlich nach Jahren mächtig „abgefärbt“ und tat mir nicht wenig darauf zugute. Da hatte ich aber einmal ein Erlebnis, das mich mit Witzeschnelle auf der Heimat Boden zurücktrug, und das gerade da einsetzte, als ich mich der Heimat entwöhnt glaubte. Es war in einem lebhaften Gedankenaustrausch. Ich hatte, aufs äußerste interessiert, nur zugehört. Da wollte ich, da mußte ich ein Wort einwerfen. Ich hatte es auf der Zunge, schon sah es auf der Lippenchwelle, da durchführte mich ein merkwürdiges Zucken und ich — sprach das Wort nicht. Und warum? Es war das einzig treffende, mir einzig verfügbare und nur mir verfügbare Wort. Und dennoch sprach ich's nicht? Es war ein mundartliches Wort, mir aus tiefster Vergessenheit Schacht aufgestiegen, aber hier nicht angebracht. Errötend entdeckte ich zum erstenmal diesen Unterschied. Und zum erstenmal ward es mir inne, daß ich, so wohl ich mich auch gefühlt, dennoch anderer Erde Kind, und daß hier doch nicht meine Heimat sei.

Von da an ging es mir öfters so. Es war mir wohl immer so gegangen, aber seitdem ich darauf gestoßen, merkte ich erst auf. Wenn immer ich so recht warm geworden war, das Herz mir überließ und ich auch mit dem Wort, mit dem ursprünglichsten, überströmenden Herzenswort unter den Genossen sein wollte, war es in höchster Lust, in tiefstem Leid, meine Zunge war nicht der andern Zunge, mein Laut nicht ihr Laut. Mir klangen die Worte, um bis zum Reite verständlich zu sein; die ich aber hatte, durfte ich nicht reden. O wie mir dieser Alp auf

dem Herzen lag, und ich inmitten lebhaftester Gesellschaft vereinsamt war! In solchen Stunden habe ich unter Nachen geweint. Ganz besonders, wenn ich mit dem Landvolk in Berührung kam, gewahrte ich diesen tiefen, tiefen Miß. Die mir fremde Mundart zu lauderwelschen, habe ich nie über mich gebracht. Als ich doch einmal entgegen meiner gewohnten Zurückhaltung mich an einer Rede beteiligte, flog mir der Einwurf zu: „Nein, so was! wie der Mensch singt!“ — „Im Süden tun sie das alle“, bestätigte ein anderer. Das hatte ich auch noch nicht gewußt, und jetzt horchte ich gar sehr auf. In Nachen, in Köln singt man beim Sprechen. Thüringer und Sachsen „singen“. Das hatte ich selbst gehört. Daß aber auch wir im Süden „singen“?

Es ward durch diese Erfahrungen eine Sehnsucht in mir wach nach meiner heimatlichen Mundart. Ich hätte sie jetzt doch zu gern einmal wieder frischweg gesprochen. Als Erstab holte ich mir den seit der Schulzeit vergrabenen Hebel hervor und — hatte bald den ganzen Hebel genossen. Das war das erstemal in meinem Leben. Und es war mir Ueberraschung, Freude und Beibämung zugleich. In die Fremde hatte ich wandern müssen, um ein Stück wahrhaftigster Heimat kennen zu lernen. Gar aus dem toten Papier hatte mir dieser lebendigste Quell entspringen müssen.

Zu dieser Zeit flog ich der Brüder wilden Reih'n; denn ich sah die Jungfrau vor mir stehen. Und nach geraumer Zeit gründete ich mir mein Haus, und drinnen waltete die züchtige Hausfrau. Sie war nun meine lebendige Mundarterneuerung. Mit dieser hatte ich den ersten Schritt in die verlorene Heimat zurück getan. Ich war mir dessen freilich noch nicht bewußt.

Dieses Aufleben der heimatlichen Mundart führte mich dann zu den Mundarten anderer deutscher Stämme. Ich hatte die meinige durch die Dichtung entdeckt, ich versuchte auch einmal die mir fremde, die ich aber täglich um mich hörte, aus dem Dichtermund zu erkennen. Von Volkaldichtern kam ich zu Reuter, von Reuter über Edwin Vormann zu Falke, Otto Ernst und Klaus Groth. Hier erlebte ich ein Wunder. Denn dieser letztere erschloß mir nunmehr den tiefsten Sinn für Lyrik. Und wenn mir um vieles später meine alemannische Lyrik flog, verdanke ich dies in erster Linie der Beschäftigung mit Klaus Groth. Dabei war ich aber zugleich des dünnen Blickseins einer Schweizerin,

der sonst kaum genannten Margarethe Pläß, gedenken, die mir den direktesten Anstoß gab. Ihr Büchlein war mir geradezu eine Offenbarung.

Ich wußte jetzt natürlich, daß eine jede Mundart schön und voll unachahmlicher Reize ist. Ich wußte auch um ihre Bedeutung im deutschen Sprachgarten, um diese Mannigfaltigkeit der Blütenpracht. Ich horchte aber seit langem nicht mehr nur in sprachlichem Interesse auf, und ich kam allgemach dahinter, daß auch in anderen Dingen in der Fremde aus irdenen Schüsseln gespeist wird. Sind es aber dennoch einmal goldene, so schmeckt der Inhalt keineswegs mehr nach Sättigung. So kam der Tag für mich, da mein Herz müde war der Reize da draußen und in sein Inneres allgemach heimkehrte, zumal ich zu körperlicher Last mein Heimplätzchen nun doch hatte. Da ging es mir wie einem Sven Hedin, den sein Welthunger in die Wüste getrieben und der in gestärkter Treue an seine nordische Heimat dachte. Es erging mir wie einem Hansen, der im Polareis als wärmsten Trost den Heimatoedanken in sich nährte. Da ich nun in meiner Klausel meine Welt gefunden, aus dem Weiten wieder in die Enge zurückgekehrt war, schaute ich aus ihr wie von einer Warte aus auf Welt und Vergangenheit und sah hinter Büchern. Meine Hausmutter war inzwischen zur Mutter der Kinder geworden. Mehr und mehr erstand deshalb um mich jene Kleinwelt wieder, die ich ehemals hinter mir gelassen, die mich aber wieder gewann wie einst Ludwig Richter, so daß ich gleich ihm sagte: „Warum willst du denn in weiter Ferne jüden, was du in deiner Nähe haben kannst?“ Wie mir Hebel, Hansjakob, Willmoer, Ganther und jene Pläß mit ihrer Wortkunst im tiefen Erichließen der Heimat behilflich waren, so lernte ich sie jetzt aus dem Bilde schürfen in den Werken eben jenes Ludwig Richter, Hans Thoma und vieler anderer. Was war es, das mich zu ihnen hinstogte? Durch ihre Werke erweckten sie mir irgendein verunkeltes Bildchen, das in meiner Seele zwar längst schon war, darinnen aber verdrängt, verstaubt und verschüttet geruht hatte seit fernem Kindheit Tagen, wie ein beiseite gestelltes Gemälde auf dem Speicher. Sie hoben mir es wieder in den Tag. Da war es irgendeine häusliche Szene, die mir zu Herzen sprach, die oft auch ein Schmuck, ein Licht meiner gegenwärtigen Tage schien, aus wie alter Zeit sie auch kam. Dort zog mich ein Hauswinkel, eine Hofraithe an. Ich versenkte mich in Betrachtung und hatte schließlich zum unheimbarsten eine Beziehung. Ein Türschildchen oder -brüder, eine Fensterbank, ein Blumenstock, ein Baum, — wo sie mir aus dem Bilde entgegenstrahlten, hatten sie mir etwas zu sagen.

Aus diesem Versenken ins Kleine erwuchs mir allgemach eine tiefe unstillbare Heimatsehnsucht, und ich fuhr wirklich heim. Ich erinnerte mich sofort jenes: „Im Süden tun sie singen.“ Schon auf halber Strecke wäre ich einem biedern Landsmann um den Hals gefallen, wenn nicht die Abteilwand uns getrennt hätte, so lang mir aus seinem Munde die heimatische Mundart entgegen. Mit zunehmender Annäherung verschmolz sich diese Einzelstimme zu einem einzigen rauschenden Heimatstimmorff, von dem ich mich tragen und schaukeln ließ, den Atem an mich haltend und schweigend erst, bis auch ich nicht mehr mit dem Worte zurückhalten konnte und nun mitlang meiner Heimatssprache Lied. Jetzt wußte ich, daß meine Heimatmundart wirklich „singt“. Aber ich freute mich dessen und schämte mich nicht mehr. Ich wußte eben, daß eine jede Mundart singt, daß Sprache immer zugleich Musik ist. Wir müssen nur hinhören, wie ein Kind dem Märchen lauscht, noch unverbaut und frisch und wach. Da ich jetzt auf der Heimfahrt war, begriff ich das erstemal die Auslandsfahrt, die es nach vieljähriger Abwesenheit plötzlich in einer Art Krankheit mit ungestümem Drang in die alte Heimat treibt. Ich verstand den Uhrmacher aus meiner Familie, der nach Rußland hineingewandert, der in England sein Geschäft gemacht, der über dem großen Wasser wohnte und dennoch nach Jahren als ein Verhüllener und Totgeblaubter wieder heimkehrte, um im Alter sein Brot zu essen an der Stelle, wo es das Kind getan hatte.

Ich suchte die alte Heimat und — fand sie nicht mehr. Wo war der weitdachige Holunder, in dessen breiter Krone ich als Kind gewohnt gleich dem Vogel im Gezweig? Nachbarnrat hatte ihn gestürzt und einen verhöhenen Hauswinkel, den er mitleidsvoll eingedeckt, seiner Poesie beraubt. Wo war die schöne Schwarzkunst, die in Stahl- und Kupferstichen die großherlichen Stuben geziert? Unverstand hatte sie gegen nichtsagende schreiende Buntdrucke eingetauscht. Da taten mir zugleich alle die Truhen, Schränke und ähnlicher Heimrat leid, der aus Profitgier oder Notausbeutung verschleppt ward und nun — wie ich — auch heimatlos geworden war. Denn daß ich's mir gestand: ich war inmitten der Heimat heimatlos. Und da wußte ich's: Heimat ist Pietät, Ehrfurcht, Hochachtung vor dem Wurzelstamm, Bodenständigen, Ererbten. Ehret das, woran euer Herz hängt und umgibt euch mit Dingen, die es wert sind, daß ihr sie liebt, wenn es auch andere nicht verstehen! So rief es in mir, und ich floh in meinem Schmerz nun, da ich in meiner Entfremdung ebenfalls Unsummen von Heimatgut verschleudert hatte und hatte verschleudern lassen, floh zum Friedhof. Da lagen sie in Reihen, schweigend, denen ich so vieles hatte

sagen wollen, und die es nicht hörten. Die mir aber das nämliche immer wieder sagten, was mir die verlassenen, versunkenen Heimatstätten gesagt. Und ich zog betäubt von dannen, um nie wiederzukehren.

So hatte ich es mir vorgenommen. Aber dann sagte mir eine innere Stimme: „Und jetzt gehst du grad noch einmal heim, aber mit andern Augen. Du bist ein anderer geworden. Wo alles um dich im Fluß ist, ein anderes ward, sollte die Heimat einzig die gleiche geblieben sein? Du Tor, der du geworden!“ Und von jetzt an begab ich mich an das Wandern und Reisen. Ich trachtete über das Dorf hinaus ins weitgepanntere Landschaftliche. Ich sah mich in andern Bezirken um und lauschte auch dem abweichenden Klänge, nahm andere Wellenlinien von Berg und Tal ins Auge. Wie ich von kleinen Genrebildchen eines Richters zum großen Landschaftsbild Thomas gekommen war, so umspannte jetzt mein Herz die gesamte Heimat, schwebte gleichsam über ihr und nährte sich an ihr. Und jetzt das für mich Große und Neue. Ich war ja auch früher gewandert. Aber jetzt war ich durch die Kunst zur Naturbetrachtung gekommen. Vor dem war ich ausgezogen nur in Gesellschaft, unter Spiel und Scherz, und ließ mich durch die Natur zur Geselligkeit befehen. Jetzt wanderte ich gern allein. Ich sah ja nicht mehr ausschließlich die Idylle, das Romantische, sondern vor allem die große, einfache Linie. Ich hörte fortan nicht nur das Vogellied, sondern auch aus dem Waldesrauschen, aus dem Wassersturz eine Melodie. Aus dem einsamen Verweilen in sommerlicher Waldesnacht verispürte ich innere Belebung und Bereicherung.

Und so erging es mir im gesamten Heimatgebiet. Ich hatte jetzt einen Maßstab und trat mit ihm bewußt prüfend und befindend an alles heran, was mir in der Heimat und in der Fremde begegnete. Manches, das ich in der Fremde schähen und lieben gelernt hatte, vermied ich hier; früher Geschätztes erschien mir jetzt minder vorzüglich. Aber unendlich vieles, dafür ich vormem nicht Auge noch Ohr hatte, war nun auf einmal für mich da. Und ich ward reicher, weil mir die Heimat reicher ward. Jetzt sah ich nicht allein die Landschaft im allgemeinen, sondern ich sah mit geschärftem Auge, was ihr eingewurzelt ist: Haus und Hof, Tier und Mensch. Ich sah, daß dem Menschen die Landschaft das Gepräge gibt, wie diese wiederum der Spiegel des Menschen geworden. Ich sah die Verbindung zwischen Landschaft und Volk, ich würdigte den Stamm und seine Eigentümlichkeit. Ich begab mich mit meinen Landsleuten im Heimatland ans Reden, und siehe, einsam hatte ich mich gewöhnt, nun waren mir alle Schwester und Bruder. So hatte ich nicht allein die Landschaft, sondern auch den sie belebenden Menschen wiedergefunden, und ich war nun überall zu Hause. Dem Schmitter im Feld, dem Häuer im Wald durfte ich einen Zurschicken, und die Brücke zur Gefühlsgemeinschaft war geschlagen. Alle Brunnen, Gassen und Giebel, Kapellen und Kirchen, Stege und Stiegen und alle Dinge hatten mir jetzt etwas zu sagen. Früher waren sie mir nur stumme Zeugen gewesen, meinem Erneuerungsdrang sogar im Wege stehend, jetzt wußte ich sie zu umranken und sie mit Leben zu erfüllen, und ich mochte sie nicht um alles missen. Arme ohne Zahl hielten sie nach mir ausgestreckt, und ich leute mich willig hinein: das Kind in seiner Mutter Arme.

Aus dem Nachdenken, Schauen und Beobachten des Volkes kam ich zu meinem Geschlecht und auf mich. Und siehe: ich sah mich selbst in einem Spiegel. Ich verstand mich im Guten und im Bösen. Damit setzte ich mir Lichter auf und ward mir innewohnender Kräfte bewußt. Mit vermehrtem Licht wuchs freilich auch der Schatten. Ich wußte nun, wo es zu besser gab. Aus dem Verirren in die Familiengeschichte, dem Nachspüren der Lebensschicksale meiner Alvordern ward mir vieles klar im Handeln und Unterlassen meiner Eltern, das mir zuvor oft so rätselhaft war, so wenig in das Charakterbild passend erschien, das aber nun zu ihm gehörte. Schließlich hatte ich den Schlüssel für Wesen und Werden meiner Kinder in der Hand.

Vielmal hab ich jetzt schon die Heimat bereift, und ich schäme sie nicht aus. Weil zwischen dem Reisen aber immer wieder eine lange Zeit der Fremde liegt, suchte ich mir mein Heim in der Fremde immer mehr zur Heimat zu gestalten. Ich umgab mich mit Bildern und Merkzeichen meiner Heimat. Ich sprach mit den Meinen mehr und mehr in der Heimatmundart und pflegte sie in meinem Bücherschatz. Dargestalt zog nach und nach eine Stimmung in unser Heim ein, die Heimatstimmung war. Und wir lohnten es der Stube, indem sie von keiner Fahrt leer ausging, sondern bei jeder Heimkehr beschenkt ward, wie man ein Viebes zu beschenken pflegt. Und heute weiß ich, daß man auch in der Fremde mit seiner Heimat in Gemeinschaft leben kann. Unser Heimatblättle schlägt uns zwischen den Reizen die Brücke. Wenn man einmal so weit ist, daß man sagt: jetzt ist's so und so daheim; jetzt blüht der Holunder, der Flieder; jetzt steht der Himmelswagen so und so über dem einstigen Vaterhaus. Jetzt haben sie schwere Arbeit mit dem Pflug, mit der Saat, mit der Ernte. Heute zieht die Prozeßion durch die Flur. Wenn man einmal in geistlichem Alter wieder so weit ist, dann hat man auch die Heimat wieder, lebt in Gemeinschaft mit seiner Heimat; man hat sie wiedergefunden, die einem lang verloren war und doch so not tut wie das tägliche Brot; denn Heimat ist letzten Endes ein geistiges Lebensbrot.

Fritz-Walter Henrich / Aus dem Tagebuch eines Kriegsgefangenen.

Während einer kurzen Tätigkeit als Gerichtsbeamter hatte ich Gelegenheit, mir einige Teile aus dem Tagebuch eines im Schwarzwald beheimateten, aus der Gefangenschaft ausgetretenen Soldaten, der sich beim Regiment meldete, abzuschreiben.

Sommer 1915, Champagne. Sie schießen immer noch, jetzt ganz schwere und 28 Ztm. Schon seit vorgestern abend. Kein G. oben ist mehr da. Es kann jeden Augenblick aufhören, dann kommen sie. Es sollen viele sein. Man kann nicht mehr aus dem Stollen. Der Eingang war schon zweimal zugeschossen. Posten sind keine mehr da. Befehl kommt keiner. An Essen denken wir nicht, nur haben wir Durst. 6. 9. 15, Frankreich. Gefangen. Im Massenlager. Alles ist uns abgenommen worden. Es waren Schwarze. Wir sind nicht mehr aus dem Stollen herausgekommen, da waren sie schon da. Kamerad Karl haben sie erstochen. Der Leutnant R. ist von einem Volltreffer gefallen. Feldwebel S. hat sich selbst erschossen. Wir haben nur noch unsern Mantel, auf dem schlafen wir auf dem Boden schon seit acht Tagen unter freiem Himmel. Es gibt nur einmal Essen, Kaffee und Zwieback. Wer umfällt, bleibt liegen. Man hat uns alle verhört. Keiner hat etwas gesagt. Der Colonel hat uns schlagen lassen mit der Peitsche. Wir haben nichts gesagt. Er will uns erschießen lassen, wir sagen nichts und wissen nur, wo unsere Feldküche ist. Dort werden jetzt die Franzosen auch sein.

8. 9. 1915, Frankreich. Kriegsgefangen. Wir sind alle einzeln eingesperrt. Man hat uns durch viele Dörfer und eine Stadt geführt. Die Weiber und die Kinder haben uns „sales bêtes“ nachgerufen und „boches“ und uns mit Steinen nachgeworfen und mit Kuhmist und haben die, wo außen marschieren, ins Gesicht gespuht. Keiner darf sich ducken, er bekommt den Gewehrfolben ins Kreuz geschlagen. Wer umfällt, weiß er nicht mehr kann, wird mit dem Seitengewehr gestochen und mit den Füßen getreten, bis er gern wieder aufsteht. Mit Kaffee und Zwieback kann man nicht marschieren. Nur gestern vor dem Abmarsch gab es Suppe und Brot. Sie war fäulnis und hat gekunkelt, aber wir haben sie essen müssen. Wir sind ganz auseinander gekommen. Ich glaube nicht, daß noch einer von meinen Kameraden hier ist. Ich habe gehört, wie viele weiter fortgebracht worden sind. Der Keller, wo ich eingesperrt bin, ist so dunkel, daß ich kaum sehen kann, um zu schreiben. Ich denke gar nichts, nur daran, daß ich manchmal ein paar Worte schreiben kann. Ich werde alles, was ich hier erlebe, nie vergessen; aber ich kann es nicht so in der Reihe nach behalten, wie es alles war. Das Bleistift habe ich im Mantelsack gehabt und auch das Papier, in das die Schachtel mit den Zigaretten gewickelt war, die mir meine Schwester noch geschickt hat. Eine Lotrine gibt es hier nicht. Vor der abgeschlossenen Türe geht ein Posten auf und ab. Ich darf nicht hinaus, um das Notwendige zu verrichten. Das ist eine große Sauerei. Die Franzosen sind so Schweine.

14. 10. 15. Ich bin oft verhört worden und habe gesagt, daß ich erst im August ins Regiment gekommen bin. Das haben sie nicht geglaubt, weil das alle sagen, und meine Kleider schon alt und verflücht sind. — Heute muß ein Sonntag sein. Ich sehe durch das Kellerfenster die Leute vorübergehen, aber nur ihre Füße. Das Fenster ist so hoch oben, daß ich nicht hinaufreichen kann mit der Hand. Ich habe keinen Stuhl und nichts, wo ich mich daraufstellen könnte, um hinauszusehen. Das Fenster ist klein und vergittert. Ueber der Straße muß ein Garten sein. Nachts höre ich die Blätter rauschen. Oder bilde ich mir das nur ein, weil jetzt Herbst sein muß daheim. Ich habe noch gar nicht Zeit gehabt, weiter zu denken als an das, was um mich herum ist.

21. 10. 15. Man hat mir das Fenster mit einem Brett zugemacht, so daß ich nun drei Tage ganz im Dunkel gefessen bin. Das ist, weil ich im Verhör, das vor acht Tagen war, von zu Hause erzählen sollte und doch gar nicht weiß, wie es dort aussieht. Ich habe gelogen, es sei alles gut. Das hat mir der Kapitän nicht geglaubt. Er schlug mir die Reitpeitsche übers Gesicht, daß mir das Blut aus Mund und Nase kam, und sagte wütend: „Deutsches Schwein“.

22. 10. 15. Heute gab es kalten Hund zum Essen und zwei Teller Drahtverhau. Ich habe ordentlich Hunger gehabt. Dann drückte mir der Korporal, der mich zum Verhör abgeholt hatte, noch ein Stück Brot in die Hand. Er ist ein guter Mann und oft betrunken. — Armes Deutschland, denke ich immer, wenn ich die Automobile höre, die auf der Straße vorbeifahren, und daran denke wie gut und schön die Franzosen hinter ihrer Front ausgerüstet sind. Wenn wir doch den Krieg gewinnen sollten, ist ein Wunder geschehen und ich glaube wieder an Gott. Wie sind aber zu ehrlich und zu dumm. Wir Soldaten sind wie Brüder mit den französischen Soldaten, aber wir müssen wie diese den Befehlen gehorchen. Wir hassen den französischen Arbeiter nicht. Den Krieg machen nur die Großköpfigen und die Offiziere. Es ist schade um die guten Offiziere, die da mitmachen müssen. So einer war Leutnant R. Er war noch jung und hat mehr Mut gehabt wie wir alle. Er war immer

voran; und ich habe oft gedacht, es ist doch ein Unterschied zwischen den Menschen, wo es nicht nur auf das Geld ankommt.

1. 12. 15. Toulouse heißt die Stadt, wo wir jetzt sind, 4000 Gefangene. Wir haben Arbeitsdienst beim Straßenbau. Es gibt zweimal Essen im Tag, Suppe und Brot und Kaffee und Zwieback. Jeden zweiten Tag gibt es eine große Schüssel „blauen Heinrich“, wie wir die Brühe nennen.

4. 12. 15. Ich habe jetzt heimlich schreiben können. Wir sind streng überwacht. Wenn wir zur Arbeit gehen, werden wir gezählt und wenn wir kommen. Heute ist einer verschwunden. Wir bekommen deshalb kein Brot. Von was man hier leben soll, weiß ich nicht. Arbeiten kann man so nicht lange. Viele fallen um und sind krank. Die Käufe sind nicht zum Aushalten. Mein Hemd ist ganz schwarz, nicht nur vom Dreck, sondern ganz voll von Läusen. Man kann sich hier die Haare schneiden lassen und rasieren; aber wir, die neu angekommen sind, haben noch kein Geld bekommen und die anderen bekommen es so unregelmäßig, daß sie uns nichts davon geben können.

6. 12. 15. Heute nacht ist eine Baracke abgebrannt und sind drei Leute durchgegangen. Einen hat man in einem Haus in der Stadt schon gefunden. Er kommt zur Strafteilung, die zehn Stunden Steine und Schotter abladen muß jeden Tag. Dabei sind schon ein paar tot zusammengebrochen. Die Schwarzen, die hier die Aufsicht bei der Arbeit haben, schlagen sie, bis sie den Geist aufgeben.

8. 12. 15. Der zweite Mann wurde gestern auch entdeckt. Er war bei der Nacht nicht weit gekommen. Die Reiter haben ihn im Wald abgefaßt. Dann ist er aber von der Brücke ins Wasser gesprungen. Ob die Reiter ihn erschossen haben oder er so ertrunken ist, weiß niemand. Zur Strafe gibt es keine Post und kein Brot.

10. 12. 15. Es ist einer unter uns, der sagt, er sei desertiert, weil er es in Gefangenschaft besser hat als im Granatfeuer. Ich glaube, der will uns drankriegen, daß wir so an unsere Kameraden und in die Heimat schreiben. Er ist Elsäßer, wie er sagt. — Heute gab es Büchsenfleisch und zum ersten Mal Kartoffeln. Von dem dritten Gefangenen, der durchgegangen ist, hat unser Korporal gesagt, er sei aufgegriffen worden und in eine Arbeitskompanie gekommen, die hinter der Front arbeitet. — Es ist kalt nachts. Wir haben nur eine Decke und liegen im Stroh dicht nebeneinander. Die Entlausung gestern hat nichts genützt, da wir nur ein Hemd haben und das bei dem kalten Wetter gewaschen haben und gleich wieder angezogen. Es ist uns dann bei der Arbeit warm geworden, daß wir gedampft und gezittert haben. — Ein Kamerad hat schon Post bekommen. Er steht mit dem Korporal gut. Ich will nicht sagen, was er mit dem für eine Beziehung hat; aber es ist eine Schande und in Gefangenschaft kann man sich nicht anders helfen.

18. 12. 15. Es war große Besichtigung des Lagers durch einen General. Die Strafen sind verschärft wegen den drei, die durchgegangen sind. Es gibt jetzt jeden zweiten Tag Kartoffeln und neulich Fisch, aber er war schlecht. Wir sind jetzt fertig mit der einen Strafe und füttern jetzt eine andere mit Granit. Jede Arbeitsabteilung hat fünfzehn Mann.

23. 12. 15. Weihnachten. Die Franzosen kennen den Christbaum nicht. Landmann Gustav habe ich getroffen. Er ist der einzige von allen Kameraden, den ich wiedergesehen habe. Wir haben einen Plan. Der Korporal traut uns nicht. Gestern habe ich im Garten des Kapitäns arbeiten müssen. Gustav, der auch Gärtner ist, war mit. Wir haben umgegraben. Warum das jetzt sein muß, weiß ich nicht. Ob das die Franzosen besser wissen als wir? — Gustav meint, man will uns nur auf die Probe stellen, weil wir schon gesehen worden sind, wenn wir uns gesprochen haben, wo wir doch nicht von derselben Abteilung sind. — Ich denke, daheim wird man auch nicht Weihnachten feiern bei uns. Meine Schwester ist allein mit der Mutter. Daß man im Krieg überhaupt Weihnachten feiert! Letztes Jahr war das doch nichts rechtes. Da haben wir erst nach Neujahr gefeiert, als wir aus der Stellung hinter die Front gekommen sind. Vorne haben wir nur gesungen und die Franzosen haben uns Schokolade auf der Patrouille gebracht. Aber unsere Offiziere sind so arg dahinter her, daß so etwas vorkommt; wir wollten doch nur ein paar Stunden Frieden haben.

12. 2. 16, Festung B. Wir sind verlegt worden. Landmann Gustav ist an einer Lungenentzündung gestorben. Mich packt auch bald, wenn das Essen nicht besser wird. Ich habe immer noch keine Post. Alle, die hier sind, haben Post. Mein Geld brauche ich für das Notwendige. Der neue Korporal ist ein junger, schneidiger Kerl. Er lacht mich immer aus, wenn ich nach der Post frage. Die bekommt man nicht, wenn man ihm nichts gibt. Ueber die drei Franken, die mir ein Kamerad dafür, daß ich ihm von meinem Essen gegeben habe, als er krank war, geliehen hat, hat er nur gelacht. Er lacht immer. Ich möchte aber endlich einmal wissen, wie es daheim aussieht. Alles hier ist jetzt so einerlei geworden, daß ich oft heim denke,

18. 2. 16. Ich bin mit dem Fuß unter den Wagen gekommen. Er sieht böß aus und hat stundenlang geblutet, weil mich der Korporal im Revier nicht gelassen hat. Ich kann nicht gehen. Aber ich muß arbeiten. Die weißen Franzosen sind noch schlimmer als die schwarzen. Gestern schlug der Korporal einem die Eisenstange vor die Brust, daß er hinfiel, und trat ihm dann mit dem Stiefel ins Gesicht. Dann mußte der Mann die ganze Nacht nackt vor der Baracke stehen. Es war so kalt, daß er sich die Füße erfror. Die hat ihm der Korporal dann bei der Arbeit wieder gewärmt. Wir bauen einen Bahndamm aus Erde und nur Steinmauern auf beiden Seiten.

23. 3. 16. Afrika, Algier, Strafkompagnie. Wir sind hierher gekommen wegen der Flucht. Wir haben uns bei der Arbeit unter einem Schotterhaufen begraben lassen und sind in der Nacht davon. Dann waren wir drei Tage im Wald, so lange das Brot gereicht hat. Die Gendarmen hätten uns nicht bekommen, aber Robert hat sich bei einem Einbruch in einem Bauernhof erwischen lassen. Wir haben jeden Tag 50 Kilometer gemacht. Die Polizeihunde haben uns dann gefunden. — Hier müssen wir alles im Laufschrift arbeiten und als Strafe mit einem Tornister mit Steinen auf dem Buckel. Es ist fürchterlich heiß und trocken. Wir bauen wieder eine Straße, aber nicht viele halten das lange aus. Wir werden nur geschunden und könnten doch ordentlich arbeiten. Schwarze haben die Aufsicht. Der Korporal ist mit uns. Jetzt gibt es überhaupt keine Post. Auch für die andern nicht.

26. 3. 16. Wenn man uns doch in Ruhe arbeiten ließe, aber die Schwarzen schreien immer. Sie haben eine Freude, uns zu quälen. Sie sind oft betrunken. Die Weiber in der Stadt sind häßlich und oft fast ganz ohne Kleider. Wir haben strenge Aufsicht; ein doppelter Zaun ist um uns. Aber einige bringen es doch fertig, vom Korporal die Erlaubnis zu erhalten, daß sie in die Stadt dürfen. In der Mitte des Lagers ist ein großer Platz, da werden die hingelegt in die heiße Sonne am Mittag, die eine Strafe zu verbüßen haben. Das ist zum Verdrücktwerden und es gibt Strafe, wenn einer nicht rasch genug geht. Arbeit, Schlaf ist alles, was es hier gibt. Das Essen wechselt viel und ist reichlich, aber oft so schlecht, daß man es wieder erbrechen muß.

9. 4. 16. Es ist eine große Sauerei vorgekommen. Der Korporal hat einen Mann bei einem alten Weib erwischt. Wir haben immer gesagt, daß der Mann wahnsinnig geworden ist. Jetzt hat ihn der Korporal mit schwerem Tornister an die Wand gestellt in die Sonne und dort vier Stunden stehen lassen. Als er zusammengebrochen ist, haben ihn die Schwarzen geprügelt, verstümmelt und das Abgeschchnittene ihm in den Mund gesteckt. Dann haben sie die Hünde auf ihn gehetzt. Er lag in einer großen Blutlache und, als er am Abend noch nicht tot war, hat ihn der Korporal an sein Pferd gebunden und vor die Stadt auf den Hügel geschleift. Dort werden ihn die Schakale fressen und man wird morgen nicht mehr viel von ihm hören. Als es Nacht geworden war, hörte ich ihn noch einmal laut schreien; oder habe das geglaubt, denn ich weiß von all den schrecklichen Dingen nicht mehr, was Wirklichkeit ist und was ich mir einbilde. Ich glaube, ich werde auch bald wahnsinnig wie die meisten hier. Das ist schrecklicher als Granatfeuer, weil man keinen Zweck dabei hat.

17. 4. 16. Es ist gar nicht möglich, von hier zu entkommen. Bis zu einer Stadt am Meer, wo Schiffe liegen, sind es vierzehn Tage. Es gibt nichts, wo man sich vor den Reitern verbergen kann und wie man den Hunden entgehen kann. Von allen, die bisher durchgegangen sind, ist keiner weit gekommen. Zwei sind halb tot vor Hunger und Durst wieder zurückgekommen, andere sind draußen liegen geblieben. Nur von einem weiß man nichts. Der Korporal war sechs Jahre in der Fremdenlegion. Er lacht nur darüber.

18. 4. 16. Mein Bein, wo mir der Wagen mit den Steinen darübergegangen ist, ist ganz angeschwollen und hat einen Bluterguß. Ich kann nicht darauf stehen. Es schmerzt fürchterlich. Die Schwarzen freuen sich, wenn ich da das Gesicht verziehe, und treiben mich mit dem Knüttel zur Arbeit. Ich bin zu müde, mehr zu schreiben. Das geht nicht mehr lange.

9. 5. 16. An die Heimat kann ich gar nicht mehr denken. Dort weiß man ja gar nicht, was wir durchmachen müssen. Heute hat einer einen Schwarzen daran gekriegt, daß dieser ihn erschossen hat. Der Korporal hat es einem andern versprochen, wenn er sich mit ihm in die Beziehung einläßt, die seine schwarzen Freunde an ihm lieben. (Die Schilderung der häßlichsten Vorfälle muß ich hier auslassen.)

20. 6. 16. Ich liege seit acht Tagen auf stinkendem Stroh. Kameraden bringen mir das Essen. Der Korporal schaut hie und da ob ich noch lebe oder ob er mich bald wieder schinden kann. Drei neue sind gekommen. Siebzehn sind gestorben an Krankheit, verrückt geworden oder zu Tode geschunden in der Sonnenhitze. Die Nacht ist noch schlimmer als der Tag. Da höre ich immer noch den verstümmelten Kameraden schreien. Am Tag kann ich nicht denken vor Hitze. Da lebt man wie ein Tier, das zu Tode gehetzt wird. Die Strafe wird noch lange nicht fertig. Wir haben jetzt jeden Morgen drei Stunden zur Arbeitsstelle. Die Freunde des Korporals dürfen an einem Brunnen in der Stadt arbeiten.

23. 6. 16. Mein Bein ist ganz steif geworden. Ich kann es nicht mehr strecken. Der Korporal ist wütend darüber. Er hat mich aufgejagt und mit der Peitsche zur Arbeit getrieben. Ich bin aber zusammengebrochen. Er hat mich liegen lassen, bis ich in der Nacht zu mir gekommen bin und mich hierher geschleppt habe.

23. 6. 16. Gestern wurde mir das Bein mit Gewalt gestreckt. Dabei sind Sehnen gerissen. Ich kann es nun gar nicht mehr bewegen; es hängt wie tot da und schmerzt so, daß ich geschrien habe. Der Korporal ist wie umgewandelt seitdem. Von den neuen Kameraden hat ihn einer angefallen. Der Korporal hat ihn auf der Stelle erschossen. Es soll eine Untersuchung der Vorkommnisse stattfinden.

29. 6. 16. Daß mich ein Brief von daheim bis hierher erreicht, hätte ich nicht gedacht. Zwei andere, die schon länger da sind, haben auch Briefe. Meine Schwester hat geschrieben. Der Brief ist vom 9. 1. 1916. Meine Schwester will im Herbst heiraten. Das klingt, als ob es gar keinen Krieg gäbe in der Welt oder als ob es bald Friede werden könnte. Ich kann nur an mich denken. Alles andere gibt es für mich nicht mehr als dieses Elend.

16. 8. 16. Frankreich, Chalons. An meinem Bein ist nichts mehr gut zu machen. Ich hoffe, nach Deutschland ausgeliefert zu werden. Die Kameraden, die schon lange hier sind, glauben, daß man ihnen davon nur vorlügt. Doch hat meine Schwester geschrieben, daß der Oberhof-Anton auch ausgeliefert ist. Er hat einen Arm und einen Fuß verloren. Aber er war immer nur in Frankreich und schon seit September 1914 gefangen. Das geht eben alles der Reihe nach wie immer im Leben. An das, was ich erlebt habe, kann ich gar nicht mehr denken. Man vergißt es aber nicht leicht; aber ich denke jetzt an die Heimat.

21. 8. 16. Chalons. Ein Transport von Verwundeten ist forigekommen; aber ich habe ja nur ein lahmes Bein, mit dem doch nichts mehr anzufangen ist. Ich kann nicht darauf stehen.

25. 8. 16. Man will mir das Bein abnehmen. Mir ist das gleichgültig. Ein Kamerad ist da von der Artillerie, die im August 1915 hinter uns gelegen hat. Er ist auf Beobachtung im Infanteriegraben gefangen worden und hat beide Augen und einen Arm verloren. Er heißt Schöpf, Friedrich Schöpf.

2. 9. 16. Das Bein ist weg. Ich bin also ein Krüppel. Die Mutter ist sehr krank. Schöpf ist mein Schwager. Es gibt hier schon wieder zuviel Abwechslung und zuviel Zerkrennung; da kann ich nicht mehr in Ruhe schreiben. Ich bin so nervös, daß ich oft nicht weiß, wie das noch werden soll mit mir.

6. 11. 16. Bern. Was ich jetzt durchgemacht habe, ist nicht zum sagen. Meine Nerven sind ganz kaputt. Aber ich weiß doch jetzt wieder, was ich tue. Ich habe das lange nicht mehr gewußt, und war sechs Wochen so, daß ich nichts mehr davon weiß. Die Lazarette machen einen nervösen Menschen kaputt. Ich will nach Hause. Im Schwarzwald werde ich schon wieder gesund werden. Dort weiß man ja nichts vom Krieg und, was schlimmer ist, von der Kriegsgefangenschaft, sonst müßten sie in der Heimat verrückt werden, wenn sie das alles ausdenken, wie das ist.

11. 11. 16. Bern. Auf was wir hier noch warten müssen, weiß ich nicht. Es ist schön hier. Man tut uns alles Gute. Aber wir sind nicht daheim und wissen nicht, was wir hier noch tun sollen.

14. 11. 16. Schöpf ist daheim. Die Mutter ist wieder besser. Der Bruder vom Schöpf war gar nicht im Feld. Er will an Weihnachten meine Schwester heiraten. Wenn ich nur bis dahin dort bin.

2. 12. 16. Die Mutter ist tot.

7. 12. 16. Daheim. Im Haus wohnt der Schöpf mit meiner Schwester. Sie können nun erst nächstes Jahr heiraten wegen der Verwandtschaft meiner Mutter. Ich bin nicht zu Hause. Ich bin nirgends mehr. Ich kann mich nicht mehr freuen, auch nicht, weil ich wieder zu Hause bin. Es ist etwas in uns, daß wir unser Schicksal erzählen müssen; aber man versteht uns nicht. Man will gar nichts vor diesen schrecklichen Dingen wissen. Es hat ja auch keinen Zweck; aber wir müssen immer daran denken, was wir erlebt haben.

18. 12. 16. Der Bruder Schöpf ist gestorben. Für ihn hat das Leben auch gar keinen Zweck mehr gehabt. Ich weiß auch noch nicht, was ich jetzt anfangen soll, und will mit dem Bürgermeister darüber reden, ob er mich nicht auf dem Rathaus brauchen kann. Der Schöpf will sich ja doch verbessern, wenn er jetzt meine Schwester heiratet. Es ist auch nichts, daß er länger einem Kriegsinvaliden den Platz wegnimmt. Er geht nur noch nicht gern, weil er noch keine andere Stelle hat. Er ist zu faul, sich umzusehen. Wir haben jeden Tag Streit darum. Er sagt auch, ich habe seinem Bruder gesagt, daß das Beste wäre, zu sterben, und der Bruder habe sich deshalb selbst umgebracht. Es wäre auch das Beste; aber wir haben doch gerade jetzt das Recht zu leben. Nur wollen wir kein Mitleid, sondern Achtung vor dem, was wir geleistet haben. Mitleid ist schlimmer als die Peitsche des Korporals in Algier. Doch ist keine Achtung mehr da; die jungen Leute, die jetzt als Soldaten ins Feld geschickt werden, tun das nur noch, wie wenn

es eine Strafe wäre, nicht weil es eine Ehre ist, Soldat zu sein. Der alte Geist ist schon dahin.

23. 12. 16. Diese Weihnachten ist noch schlimmer als letztes Jahr. Dort hat man doch nichts davon gesehen, wie andere sie feiern, und ist es uns allen schlecht gegangen.

8. 1. 17. Schöpf verkauft mir das Haus und zieht mit meiner Schwester in die Stadt. Er hat viel Geld nebenher ver-

dient und will noch mehr. Ich bekomme keine Arbeit und bin zufrieden mit dem, was ich habe. Wie es Deutschland geht, sollen die verantworten, die den Krieg verlängern. So lange muß der Krieg nicht sein; aber da läßt sich nichts mehr ändern. Der Krieg wird von zu Hause aus gemacht, wo man ihn nicht kennt. Man wünscht den Frieden, aber wir können ihn nicht mehr machen. —

Konrad Arnold Bergmann / Die Fahnenweihe der „Cäcilia“.

Eine heitere Geschichte.

I.

Auf dem geselligen Abend, den die „Cäcilia“ zu Ehren der beiden Brautpaare Wellenreiter-Gentner und Kobold-Lüchtig veranstaltete, standen die genannten Familien begreiflicherweise im Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit. Gewisse andere Familien, die bisher bei den festlichen Veranstaltungen des Vereins die unbestrittene erste Stelle eingenommen hatten, fühlten sich dadurch etwas zurückgesetzt. Von dieser Gruppe strahlte eine bemerkenswerte Kühle aus, die ein wenig lähmend auf die Entfaltung des geselligen Geistes wirkte. An ihrem Doppeltisch wurde nur teurer Flaschenwein getrunken und mit jener Sparsamkeit gelacht, die das untrügliche Kennzeichen des Neides und der Mißgunst ist. Die Seele dieses geheimen passiven Widerstandes war die Frau Stadtrat und Bäckermeister Gutbed, die, kaum ein Wort sprechend, in ihrem schwarzseidenen Kleide unbeweglich dasaß, wie wenn sie abgemalt werden sollte. Dafür sprachen ihre Augen um so deutlicher, und sie schienen sich fortwährend aufs Vollkommenste mit all den Anwesenden im Saale zu verständigen, in denen sie eine Neigung zur Kritik annahm. Das waren vor allem mehrere Matronen, die ledige Töchter hatten und deshalb voll Neid und Aerger auf das doch erst siebzehnjährige Kohnäschen Eva Lüchtig und auf Käthchen Gentner waren, die doch sieben Geschwister noch hatte und darum sicherlich so sehr ohne Vermögen war, daß von einer „Handesgemäßer“ Aussteuer keine Rede sein konnte. Zudem farbte der Neid dieser Mütter ihr gelbblondes Haar in ein rotflaues um. Ihr einfaches, nettes Kleidchen wurde als pudrig bezeichnet, und überhaupt wurde alles an ihr so umgewertet, daß sie das gerade Gegenteil von dem hätte sein müssen, was sie wirklich war: rosig, frisch, versüßterisch, reif wie ein Apfel zum Hineinbeißen, heiter wie der goldene Sonnenschein. Sie bewegte sich so selig unbekümmert in der festlichen Gesellschaft, daß sie die Blickzeichen des stummen Neides nicht wahrte. Da ihr Bräutigam nicht tanzen konnte, nahm sie nur wenig am Tanzvergnügen teil; doch ihr natürliches, herzliches Lachen zeigte an, daß ihr lebensfrohes Gemüt an der Seite des witzig-lustigen Herrn Wellenreiter nicht zu kurz kam. Sie war heute abend besonders stolz auf ihn; denn er hatte nach den launigen, gemüthvollen Begrüßungsworten des Vereinspräsidenten, des Stadtpfarrers von St. Peter und Paul, eine glänzende Rede aus dem Stegreif gehalten und von neuem seinen Ruf als gewandter und geistreicher Redner befestigt. Um den Preis eines solchen Vortrages konnte die Braut den Mangel der Tanzkunst an ihrem zukünftigen Manne gut verschmerzen. Sie blieb darum schon ohne jeden Neid auf Eva, die sich an der Seite ihres tanzfundi- gen Walter im Hüpfen und Drehen nicht genug tun konnte. Ja, sie war so klug und vernünftig in ihrer, wenn man so sagen will, nachteiligen Lage einen Vorteil zu finden. Neben ihr saß nämlich ihre nächstjüngere Schwester Babette, die zum ersten Male in die „Cäcilia“ hatte mitgehen dürfen. Auf Veranlassung Wellenreiters hatte die alte Frau Gentner, die sonst nicht für einen frühzeitigen Eintritt ihrer Töchter ins gesellschaftliche Leben war, sie an diesem Abend mitgelassen. Ihr künftiger Schwiegerjohn hatte die Einwilligung dadurch nicht schwer erreicht, daß er erklärte, er habe seinen Freund Zimmermann als Tischherrn für Babetten gewonnen. Dieser Herr Zimmermann war eine stadtbekannt gediegene Persönlichkeit, aber ein eingesessener Junggeselle bei all seinem freundlichen und liebenswürdigen Wesen, das ihn als Rheinländer auszeichnete. Ohne irgendwie schüchtern und schon zu sein, war doch etwas wie priesterliche Zurückhaltung an diesem an Leib und Seele tadellosen, durch Herzens- und Geistesbildung harmonisch ausgestatteten Manne, und gar mancher auch außerhalb eines kirchlichen Interesses Stehende mochte bedauern, daß es ihm versagt war, seinerzeit das zu Bonn knapp begonnene Studium der Theologie weiterzuführen. Dieser Jugendzieher, der stets so gütig lächeln und alles verstehen und verzeihen konnte, schien sich im Laufe der zehn Jahre, die er bereits seinem Lehrberuf gewidmet hatte, vollständig darüber klar geworden zu sein, daß er niemals in seinem Leben die Rolle des wilden Knaben spielen werde. Wenn vor irgend einem Manne, so waren vor diesem alle Heiberöschen sicher; womit indes aber nicht gesagt sein soll, daß er für weibliche Schönheit und Anmut kein fein wertendes Auge gehabt hätte. Wenn es seinem immer und überall forsch zugreifenden, unentwegt und unerschrocken zielbewußt handelnden Freunde gelungen war, ihn als Tischherrn Babetten's

zu verpflichten, so darf das schon als ein außergewöhnliches Zeugnis für die Gabe Wellenreiters gelten, anders Gesinnte gewinnen und anders Geartete mit sich fortzureißen zu können. Ja, der gute Zimmermann war so gefügig, daß er sich von dem temperamentvollen Freunde geduldig belehren ließ, in welcher Art er sich beim Ueberreichen der Rosen vor Fräulein Gentner zu verneigen habe. Die Rosen lagen nun in ihrem glühenden Rot vor Babette auf dem weiß schimmernden Tischtuch; aber heiße Liebe vermochten sie weder im Herzen des blühenden Mädchens, noch in der Seele des in sich selbst sicher ruhenden Mannes zu entzünden. Dagegen wirkten sie geradezu wie eine Flamme brennend auf das stolze und ehrgeizige Mutterherz der Stadträtin Gutbed. In ihrem geheimen Wut- und Schmerzgefühl zerkaute sie das nichts ahnende Babetten so restlos, daß gar nichts Gutes und damit überhaupt nichts mehr von dem schmucken Böglein übrig blieb. Wie bitter für sie, als das kecke Geschöpf sich dennoch voll jugendlicher Lebendigkeit erhob und leichtbejwung durch den Saal schwebte. Sie erwiderte den heiteren Gruß des Mädchens so süß und steif, als wäre ihr neidblaues Gesicht aus geschlagenem, gezuckertem Eiweiß, und dann sprangen sie schnell hintereinander entstehende Bläschen die Fragen auf ihren Lippen: „So, Babette, du hast auch schon mitdürfen? Wer hütet denn heute abend Eure Karoline und spült das Küchengehirn? Wer wickelt denn die Stiefel für morgen? Ha, es wird bei Euch nicht immer so genau darauf ankommen!“

„Frau Gutbed“, meinte schlagfertig genug für ihr Alter, Babette, „unser Mutter ist doch daheim und sie sorgt für die Karoline besser als Euer Dienstmädchen für Eure Bertal!“

„Was die schon für ein Mundwerk hat, die Krottl!“

„Und wo viele sind, sagt immer die Mutter, käme es noch mehr aufs Genaue an. Na, Bischen, und wie gefällt es dir heute abend?“ Damit hatte sie sich an der Stadträtin Tochter gewandt, der eine süßliche Antwort noch nicht so leicht von der Zunge kam und die sich über der augenblicklichen Verlegenheit die etwas breit geratene Nase, die ihr auf der Schulbank früher den Uebernamen „die Quetsch“ eingetragen hatte, in gezierter Art rieb, um zugleich damit auch ihren goldenen Arm- und Fingerschmuck dem „Rotflaus“ unter die Nase zu reiben. Dann drückte sie ihre formlose Oberlippe etwas paßig in die Höhe, zuckte ein wenig mit der rechten Schulter und meinte schließlich: „Auf dem Feuerwehreffest ist es seiner hergegangen. Allerdings waren da auch alle Stadträte mit ihren Familien anwesend. Aber da kommt Ihr ja nicht hin.“

Im Saale war doch allmählich die allgemeine Stimmung eine recht angeregte und lebhaft geworden, und auch der männliche Teil der „Kühlen Gruppe“ hatte sich unwillkürlich unter der Wirkung des starken Flaschenweines einer wärmeren, launigeren Geselligkeit ergeben. Der hochwürdige Herr Präses hielt darum die Stunde für gekommen, einen im Stillen längst gehegten Wunsch dem Verein vorzutragen. Die aus den ersten Jahren der „Cäcilia“ stammende Fahne wollte er gerne ersetzt haben durch eine ansehnlichere, prächtigere, die der nunmehrigen Bedeutung und Würde des Vereins besser entsprach. Wie der kluge Farrer berechnet hatte, wurde sein Vorschlag allerseits mit Beifall aufgenommen und nicht minder seine anschließend vorgebrachte Bitte, noch am gleichen Abend die finanzielle Grundlage für eine verheißungsvolle Durchführung des Planes durch nachahmenswürdige Zeichnungen und Spenden zu schaffen.

Am stadträtlichen Doppeltisch regte sich eine massive Geberlaune. Bierbrauer Griechlich ließ etwas wie von einem blauen Lappen hören. Gutbed nickte selbstverständlich dazu, und sein Freund, der Metzgermeister und Würstler Seiterer, machte bereits entschiedene Bewegungen, die gleiche Summe herauszulangen.

„Ich bin der Ansicht“, erklärte dann Gutbed wichtig, — ich bin der Ansicht, daß in Anbetracht der namhaften Summe, die wir stiften, einer von Euch um das Wort bittet und unsere Stiftung dem Verein öffentlich bekannt gibt.“ Griechlich, den er dabei besonders ansah, weil er mußte, daß dieser noch weniger als Seiterer imstande wäre, eine Rede zu halten, nickte mehrmals zustimmend und murmelte: „Gutbed, du weißt, ich red' nicht gern. Das muß unbedingt du machen!“ Seiterer war der gleichen Meinung. Die beiden Wohlbeleibten ließen dem Bäckermeister, dem sie in seiner Eigenschaft als Stadtrat sonst manches am Zeug zu fliden hatten, gern den Vorrang,

weil sie seit dem letzten Fest auf der Stadtwiese seine geistige Ueberlegenheit anerkannten und sich ihm auch verpflichtet fühlten. War er es doch gewesen, der auf das Transparent, das zwischen dem Bierzelt Griechischs und der Fleischerbude Seiterers prangte, den alles Volk anlockenden, reichlichen Ertrag bringenden Spruch gedichtet hatte:

„Links gibts Bier, rechts gibts Werscht!
Sag, wu geh mir na zwerscht?“

Die Rede Gutbeds ist leider der Nachwelt nicht überliefert worden. Eine klassische Stelle nur hat sich im Gedächtnis des für Humor so reich begabten Wellenreiter in unsere Tage herübergerettet. Es ist ein Sabende. Wie mächtige Eisbrocken, die sich stauen und einander hochtürmen, drückten sich im Strome der Rede da die Wörter: „stiften sollen zu müssen in der Lage gewesen zu sein können gekonnt haben erleben zu dürfen stolz sein mögen!“ — Der Pfarrer war natürlich von dieser Spende höchst begeistert und feierte den hochherzigen Opfergeist des Stadtrats und seiner Freunde. Wer mit einem Maßstab daraufhin die Stadträtin von ihrem Sitzteil aufwärts bis zur Höhe ihres Sonntagshutes abgemessen hätte, dem wäre der Eindruck, daß sie über der Rede ihres Mannes gewachsen sein müßte, als der Wirklichkeit entsprechend bestätigt worden. Aber als beim allgemeinen Ausbruch ihr Vinschen die Bemerkung fallen ließ: „Gott sei Dank! Der Abend war doch recht sad —“, da fügte sie hinzu: „und recht teuer. Ich versteh' nicht, daß man wegen einer solchen Gesellschaft so viel Geld zum Fenster hinauswerfen kann. Der alten Gentnern werde ich es übrigens aufs Brot streichen, was für ein vorlautes, ungezogenes Ding ihr Babettl ist!“

Der Stachel der Verärgerung saß tief in dieser Frau. Als sie mit Mann und Tochter daheim in der Wohnung ankam und ihre Verta im Bett heulend vorfand, indes das Dienstmädchen unbekümmert in seiner Kammer schnarchte, da ward sie nur noch leidenschaftlicher auf Babette und die ganze „Gentnersbagage“ erboft. Als Geschäftsfrau war sie immerhin so pfiffig, dieser Familie gegenüber, die ihrer großen Kinderzahl wegen mit zu ihren besten Kunden zählte, sich den Aerger nicht ohne weiteres anmerken zu lassen. Aber die Brotlaibe, die sie wie seit vielen Jahren von den Gentnern zum Baden gebracht bekam, redeten doch nachgerade eine deutliche Sprache. Entweder waren sie nicht recht durchgebacken und sahen wie gebäht aus oder sie kamen zu schwarz aus dem Ofen. Als Leopoldine, Gentners zwölfsährige, eines Tages zwei kohlschwarze Brote heimbrachte, die an Form und Festigkeit zwei platten Holzdeckeln glichen, schickte die alte Gentnern das Kind auf die Straße, von der Brücke aus zu beobachten, wann die Gutbedin den Laden verlasse, und ihr, der Mutter, sofort ein Zeichen zu geben. Dies geschah, und die alte Gentnern eilte, so flink es mit ihr noch ging, zum Bäckerladen und legte die beiden Meisterstücke dort in die Auslage, die sich damals allgemein noch außerhalb des Fensters befand. Während die Bäckerfrau ihren Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnern, Tauben das Futter brachte, geruhte ihr Mann in den Laden zu treten. Er hatte die Hände gewichtig in den Hosentaschen stecken und blickte — man hätte aus der Art des Blickes herauslesen können, wie wenn der Mann sich beleidigt fühle — zum Ladenfenster hinaus, erhoben über die Köpfe der Menschen und über die Giebel der Häuser hinweg. Er dichtete an einem Prolog für die Fahnenweihe der „Cäcilia“, die schon in einigen Wochen am 22. November, dem Tage der heiligen Cäcilia, stattfinden sollte, und suchte in Fortsetzung mehrtägiger Bemühungen nach einem Reim auf das Wort Mensch. Sein Geist schwebte tatsächlich hoch über der Alltagswirklichkeit und seinem Bäckerladen; denn er bemerkte nicht, wie die Leute, die draußen vorübergingen, Kopfschüttelnd und lachend seine Auslage betrachteten. Erst als sich eine kleine Ansammlung gebildet hatte, brachte ihn der fremdartige Anblick zu sich selbst. Der nächste Gedanke, der ihm in der wirklichen Welt kam, war für ihn recht schmeichelhaft; denn er dachte nicht anders, als daß heute seine Ware besonders schön geraten sein müsse, und schon nahm er sich vor, seinen Gesellen beim Mittagstisch vor der ganzen Familie dafür zu loben. Er selbst bekümmerte sich, seit er zum Stadtrat gewählt war, nicht mehr um die eigentliche Bäckerarbeit. Indes bald kam ihm das Lachen der Leute draußen doch verdächtig vor. Er trat unter die Ladentüre und schielte nach seiner Auslage. Im nächsten Augenblick kugelte er durch den Laden zurück in die Backstube, wo als erster der Lehrbub ihm in den Weg geriet. Der empfing ohne weiteres einige Maulschellen, daß er über einen mit Teig gefüllten Backrog hinflog und an Kopf und Armen über und über mit Teigplatten behangen war. Dem Gesellen, der auf das Geschrei des Bubens hereinstürzte, donnerte er zunächst einige Schimpfwörter an den Kopf und

wollte gegen ihn auch schon handgreiflich werden, als dieser ihm mit jener Ueberlegenheit in die Augen sah, die das Bewußtsein jedem, auch dem Geringsten verleibt, der seine Pflicht durch seiner Hände Arbeit ehrlich erfüllt hat. Im Laufe der Auseinandersetzung wurde dem Meister klar, daß seine Frau die eigentlich Schuldige war; doch als diese hinzutrat, wagte er kaum ein Wort des Vorwurfs, sondern gab der Reisenden, wenn auch wider sein inneres Gefühl, recht, und dies, so oft der Fall in der Folge zwischen ihnen besprochen wurde. Ausgesprochen wurde er tatsächlich nur zwischen Sabine und Babette gelegentlich ihres ersten Zusammentreffens auf der Straße, wobei die eine der andern auf allerlei Weise beibringen wollte, ihre Familie sei nicht eben eine feine. Unter anderem meinte Sabine: „Ihr, ihr wißt ja noch nicht einmal, wer Richard Wagner ist, und seine Walküre hat noch keines von euch gesehen“. Babette, die übrigens nachher daheim diesen Vorwurf für richtig erklärte, entgegnete ihr darauf: „Und ihr, ihr könnt ja noch nicht einmal Brot backen, und seid doch Bäckersleut!“

Wenn Meister Gutbed es nach einigen Tagen ausgab, ein geeignetes Reimwort auf Mensch zu finden, so tat er dies im Gefühl, von der brutalen Wirklichkeit zu diesem Entschluß gezwungen zu sein. Die Störung des nachbarlichen Verhältnisses zu der alten Gentnern ging ihm im Geheimen nach und nach doch aufs Gemüt; denn ihr hatte er bisher immer, wenn es mit seiner Frau Zwistigkeiten gab, sein Herz ausgeschüttet. Neuestens kam nun noch hinzu, daß sein Augapfel, 's Bertale, nicht unbedenklich krank darniederlag. Auch rückte der Tag der entscheidenden Vorstandssitzung bedrohlich nahe, in der das Programm für die Feier der Fahnenweihe beraten und beschlossen werden sollte, und er wollte unbedingt sein Festgedicht fix und fertig in der Tasche bei sich haben, um es vorlegen und vorlesen zu können und es auf diese Weise ohne Wettbewerb zur Annahme zu bringen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß er Tag und Nacht angestrengt daran arbeitete, besserte und vollendete, und daß kein Bäcker der Welt je einen feineren Blätterteig zustande gebracht haben würde, wenn so viel Fleiß und Eifer darauf verwendet worden wäre. Als er die Dichtung ins Reine geschrieben hatte, las er sie zunächst seiner Frau vor in der Hoffnung, nachträglich ein Verständnis für sein zurückgezogenes, schweigmäßiges, geheimnisvolles Verhalten in den letzten Tagen bei ihr zu gewinnen. Wie die meisten Menschen so oft, hatte sie aber gerade zwei Seelen in der Brust, eine stadträuliche und eine mütterliche. Infolgedessen war ihr Urteil zugleich Anerkennung und Mißbilligung; denn sie äußerte, am Bett des kranken Kindes sitzend: „Ich begreife nicht, wie ein Mann, dem ein fieberkrankes Kind da liegt, noch so grobhartige Verse machen kann!“ Bei seinen Nachbarn und Freunden Griechisch und Seiterer dagegen fand er uneingeschränktes Lob und ermutigenden Zuspruch. Er ging darum recht zuversichtlich zur Sitzung. Wellenreiter dagegen, den der Pfarrer schon seit Wochen darum angegangen hatte, sich um einen Prolog zu bemühen, erschien mit leeren Händen, weil er die für ihn nicht eben wichtige Angelegenheit fort und fort hinausgeschoben hatte. Als der Präses auf den Punkt der weltlichen Feier der Fahnenweihe zu sprechen kam und beim Unterpunkt a) „Festgedicht“ bemerkte, Herr Wellenreiter habe in entgegenkommendster Weise sich bereit erklärt, einen würdigen Prolog zu dichten, zog Gutbed sein Manuskript aus der Rocktasche und bat ums Wort.

„Ich möchte zwar nicht vorgreifen“, so begann er vor innerer Erregung zitternd, „ganz und gar nicht möchte ich mit diesen Worten vorgegriffen haben; aber ich bin der Ansicht, daß in Anbetracht, daß die Fahne darum, daß alle Vereinsmitglieder sich an ihr beteiligt haben, wie allseits bekannt sein dürfte, indem die Zeichnungsliste genau bekannt gibt, was ein jeder geben gekonnt hat können, eine allgemeine Sache ist, ich möchte sagen eine öffentliche Angelegenheit, in der auch ein jeder gehört werden können müßte, und in der ich mich, nachdem der hochwürdige Herr Präses bekannt gegeben hat, daß nur ein einziges Vorstandsmitglied, das uns sonst allen ehrenwert ist, der Auftrag geworden ist, indem nicht alle Vorstandsmitglieder getragt worden sind, indem ich annehme, daß das ein Versehen ist, indem es vergessen worden sein dürfte, was aber nicht so viel ausmacht, indem ich mir heute den ganzen Tag, soweit ich neben meinem Geschäft und neben meiner Funktion als Stadtrat mir nebenbei dazu die Gelegenheit nehmen gekonnt haben möglich war, ein Prolog für unsere Fahnenweihe zu dichten zu unternehmen unternommen habe und ich am besten gerade sofort Ihnen, meine Herren, wenn es Ihnen recht ist, wie ich annehmen zu dürfen und zu sollen hoffen möchte, es mir gestattet ist, ihn Ihnen vorzutragen mit Ihrer gütigen Erlaubnis.“

(Fortsetzung folgt.)